

MIRIAM STEYER

Die  
kleinen  
Momente

LESEPROBE

**BRAVO**  
**girl!**

Platz 1 beim  
Schreibwettbewerb 2015

 FOREVER 



### **Die Autorin**

Miriam Steyer wurde im Jahr 2000 geboren und lebt in Heppenheim, wo sie das Gymnasium besucht. *Die kleinen Momente* ist ihr erster Roman. Solange sie mehr Ideen hat, möchte sie weiterschreiben, da es ihr so viel Freude bereitet.

### **Das Buch**

Eines Tages fällt Henri Dupont in dem kleinen Pariser Fotogeschäft *Les petits moments – Die kleinen Momente* ein Foto in die Hände, das im Automaten vergessen wurde. Er verliebt sich sofort in die hübsche Frau mit den dunklen Haaren und dem bezaubernden Lächeln. Henri behält das Foto und macht sich mithilfe von Freunden, Nachbarn und Fremden quer durch Paris auf die Suche nach der schönen Unbekannten. Und wie durch ein Wunder findet er sie – doch ist da vielleicht schon alles zu spät?

Miriam Steyer

# Die kleinen Momente

Roman



**Forever by Ullstein**  
[forever.ullstein.de](http://forever.ullstein.de)

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Originalausgabe bei Forever  
Forever ist ein Digitalverlag  
der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin  
September 2015 (1)  
© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2015  
Umschlaggestaltung:  
ZERO Werbeagentur, München  
Titelabbildung: © FinePic®  
Autorenfoto: © Stefanie Steyer

ISBN 978-3-95818-046-8

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten.

Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken, deshalb ist die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Widergabe ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

HENRI

# I



*Manchmal ist das Leben schon merkwürdig. Man wünscht sich aufregende Erlebnisse, die es wieder bunt und interessant gestalten, so wie man sich nach einem langen, grauen Winter wieder die Farben und die Wärme des Frühlings wünscht, doch sie lassen lange aufsich warten. Ist man jedoch gerade beschäftigt und gar nicht darauf vorbereitet, passieren diese aufregenden Dinge ganz plötzlich, ganz unerwartet, und oft haben sie die Macht, mehr zu verändern, als man eigentlich möchte.*

Die Erfahrung, dass ein ganz normal wirkender Tag Überraschungen und merkwürdige Zufälle beinhalten kann, habe ich an einem Tage gemacht, der wie jeder andere begonnen hatte. Ich war nur schwer aus dem Bett gekommen, und das Bild, dass man von meinem Fenster aus sehen konnte, war ähnlich wie das der letzten Tage, denn über Paris spannte sich ein verhangener Himmel, dessen Wolken nur darauf warteten, ihr Wasser loszuwerden. Da es aber November war, konnte man nichts anderes erwarten. Ich war mehr oder minder wach in die Küche getrottet und im Flur fast über Claudie gestolpert. *Seit wann schläft meine Katze im Flur und nicht mehr unter meinem Bett?*, schoss es mir durch den Kopf. In der Küche angekommen, stellte ich die Kaffeemaschine an und holte eine Tasse aus dem Schrank. Dann ging ich ins Bad, um mich fertig zu machen. Während ich gerade einen dunkelblauen Pullover über mein weißes Hemd zog, hörte ich ein schepperndes Geräusch. Ich ahnte schon, Schlimmes

und ging, noch barfuß, rasch in die Küche. Das war keine gute Idee, da sich mein Verdacht bestätigte. Noch ehe ich mir ein Bild von dem, was passiert war, machen konnte, spürte ich schon einen stechenden Schmerz im linken Fuß.

Wenige Sekunden später saß ich auf einem Stuhl und zog mit schmerzverzerrtem Gesicht eine Glasscherbe aus dem Fuß. Vorwurfsvoll schaute ich Claudie an, die auf der Anrichte kauerte und auf den mit Scherben übersäten Küchenboden schaute. Zum Glück war das nicht meine einzige Tasse gewesen, sonst hätte ich meinen Kaffee heute direkt aus der Kaffeemaschine trinken können, die ohnehin schon die ganze Zeit blubberte. Nachdem ich mich um meinen Fuß gekümmert und Schuhe angezogen hatte, kehrte ich die Scherben auf und konnte endlich meinen Kaffee trinken. Ich spürte, wie die Müdigkeit langsam verflog und schaute auf die Uhr. In einer halben Stunde musste ich im Hotel sein, und dort wartete schon viel Arbeit auf mich. Als Geschäftsführer in einem Hotel zu tätig zu sein, machte Spaß, und man verdiente gut, jedoch war damit auch sehr viel Arbeit verbunden. Hinzu kamen Termine außerhalb von Paris und ein unberechenbarer Chef.

Als der Kaffee leer und Claudie versorgt war, ging ich in die Diele, zog Mantel und Schal über und verließ meine Wohnung. Bevor ich losfuhr, ging ich noch in die Boulangerie Dupin. Mit einer Tüte warmer Croissants, deren Duft mich hungrig machte, saß ich bald darauf im Auto. Auf den *Champs-Élysées* war wie jeden Morgen viel los, sodass ich nach wenigen Minuten Fahrt auch schon anhalten musste, da es einen kleinen Stau gab. Ich nutzte die Zeit, um meine Croissants zu essen, und beobachtete die Leute, die die großen Schaufenster betrachteten oder einfach nur schnell die Straße entlanghasteten, um nicht zu spät zur Arbeit zu kommen. Plötzlich fing es an zu regnen, sodass ich die Regentropfen

laut auf mein Auto prasseln hörte. Der Stau löste sich allmählich auf, und die Fahrt ging langsam weiter. Nach circa vierzig Minuten befand ich mich endlich in der Lobby des Hôtel Printemps. Madame Leclerc stand an der Rezeption und schaute konzentriert auf den Laptop. Bevor sie hier anfing, hatte sie in einem Hotel in der Bretagne gearbeitet, in Saint-Malo. Ich konnte sie mir schon immer gut als Geschichten erzählende Dame vorstellen, die umringt von Kindern auf ihrem Sessel vor einem Kamin saß. Auch wenn sie schon nicht mehr so jung wirkte, älter als sechzig schätzte ich sie nicht. Vor ungefähr einem Monat hatte sie mir aber erzählt, sie habe zwar eine Tochter, die mit ihrem Mann und ihren drei Kindern jedoch in Melbourne, also in Australien, lebe. Somit würde nichts aus dem Geschichtenerzählen werden.

Als sie mich bemerkte, fing sie an zu lächeln: »Guten Morgen, Monsieur Dupont! Was für ein Wetter draußen, das sollte verboten werden. Sie sind ja ganz nass. Sie müssen schnell trocken werden, sonst holen Sie sich eine starke Erkältung. Außerdem tropfen Sie mir die ganze Lobby voll.«

»Guten Morgen«, antwortete ich ein wenig überfordert. Manchmal hatte ich das Gefühl, Madame Leclerc fühlte sich irgendwie für mich verantwortlich, weil sie meine Eltern kannte und ich noch nicht so lange im Hotel arbeitete. »Kann ich meine Post haben?«, fragte ich und stellte mich an den Tresen, sodass ich ihr direkt gegenüber stand. Heute trug sie unter dem schwarzen Kostüm, das ihren runden Körper interessant betonte, ausnahmsweise eine rosafarbene Bluse.

»Erst, wenn Sie nicht mehr so nass sind«, antwortete sie und schaute mich fürsorglich an. Ich merkte, dass Widerstand zwecklos war, und verfluchte mich innerlich, da ich meinen Schirm vergessen hatte. Eigentlich war das einzige Stück, das ich laufen musste, der Weg vom Parkplatz zum



Hotel, aber bei starkem Regen war man schneller durchnässt, als man dachte. Somit ging ich in Richtung der Toilette für Mitarbeiter. Ich hatte keine Ahnung, was ich gegen meine nasse Kleidung machen sollte. Ich trat vor den Spiegel und fuhr mir durch die dunkelblonden Haare. Meine Augen wirkten in dem eher schwach beleuchteten Raum, als wären sie tiefbraun, dabei waren sie grün. Missmutig betrachtete ich mich selbst, da ich das Gefühl hatte, alles ginge schief, obwohl der Tag noch nicht einmal richtig begonnen hatte. Hinter mir ging die Tür auf, und Julia, eins der Zimmermädchen, betrat den Vorraum. Ging man nach rechts, kam man zu den Män- nertoiletten, ging man nach links, zu den Frauentoiletten. Im Vorraum befanden sich die Waschbecken und Spiegel. Für einen Toilettenraum war er sehr elegant gestaltet.

Julia arbeitete erst seit wenigen Tagen hier, war noch sehr schüchtern und zeigte dies auch immer wieder, indem sie sich die blonden Haare ständig nervös hinter das Ohr strich, wenn sie mit mir oder Monsieur Martin, dem Hoteldirektor, sprach. Sie lächelte mich schüchtern an und ging eilig nach links. Ich hoffte, sie würde bald merken, dass Monsieur Martin und ich auch nur normale Menschen waren. Wenige Minuten später stand ich wieder vor Madame Leclerc und bekam nach der Erklärung, ich könne auf die Schnelle nichts gegen meine nasse Kleidung machen, meine Post, sodass ich endlich in mein Büro gehen konnte. Ich ließ mich auf den Schreibtischstuhl fallen, fuhr den Computer hoch und begann zu arbeiten. Da ich mich so sehr konzentrierte, merkte ich gar nicht, wie schnell die Zeit verging. Daher war ich auch ziemlich irritiert, als Monsieur Martin plötzlich in meinem Büro stand.

»Henri, was machen Sie denn noch hier, haben Sie nicht schon längst Pause?«

»Doch«, sagte ich nach einem flüchtigen Blick auf die Uhr, »ich war nur gerade ziemlich beschäftigt.«

Philippe Martin begann zufrieden zu lächeln. »Wissen Sie, Henri, als ich Sie damals eingestellt habe, war ich offen gestanden ein wenig skeptisch. Sie waren noch so jung, gerade siebenundzwanzig, aber Sie machen Ihre Arbeit sehr gut. Und man bedenke, dass Sie immer noch siebenundzwanzig sind.« Er fing an schallend zu lachen. Als er mich vor ein paar Monaten zum Geschäftsführer erklärt hatte, war ich selbst ganz überrascht gewesen. Eine Bestätigung für die Arbeit zu bekommen, war für mich sehr erleichternd, da ich oft an mir zweifelte.

»Wann haben Sie noch mal Geburtstag?«, wollte Monsieur Martin nun wissen.

»Am vierzehnten Dezember. Da werde ich dann achtundzwanzig«, erklärte ich.

»Gut, gut, aber jetzt machen Sie Pause«, sagte er und schob mich fast aus dem Büro.

Bald darauf stand ich vor dem Hotel. Zum Glück hatte es aufgehört zu regnen, ich hatte mir zur Sicherheit aber trotzdem den Schirm von Madame Leclerc geliehen. Es gab einiges zu erledigen, und ich nahm mir das nächstbeste Taxi, mit dem ich fast bis zum Grand Palais fuhr. Ich hatte weder Zeit noch Lust, mit meinem Auto zu fahren, da es schier unmöglich war, einen Parkplatz in der Nähe der Champs-Élysées zu bekommen. Nachdem ich ausgestiegen war, überquerte ich die Place Clemenceau und befand mich kurze Zeit später, umgeben von sehr vielen Menschen, auf der bekanntesten Straße von Paris. Die meisten Leute trugen zu ihren warmen Jacken dicke Schals und überquerten die Straße mit hochgezogenen Schultern. Als Erstes holte ich meinen Anzug aus der Reinigung, den ich bald wieder für einen wichtigen Geschäftstermin brauchen würde. Dann reservierte ich einen

Tisch im Chez Clément, wo ich nächste Woche Monsieur Chevalier, den Chef unseres Gemüselieferanten, treffen würde. Während ich mich auf den Weg zu den Arcades des Champs-Élysées machte, klingelte mein Handy.

»Oui?«

»Salut, Henri, wie geht 's? Hier ist Jean. Denkst du daran, die Fotos entwickeln zu lassen?«

»Stimmt, das hätte ich fast vergessen. Gut, dass du mich erinnerst!«, antwortete ich, obwohl ich eigentlich nicht so erfreut darüber war. Ich hatte genug zu tun und wollte in dieser Mittagspause eigentlich mal machen, was man in Mittagspausen eben machte: essen und entspannen.

»Kann es sein, dass du in letzter Zeit ein wenig vergesslich bist? Die Fotos sind, wie du vermutlich weißt, aus dem Urlaub in London, und der war im August. Kurz gesagt, ich bitte dich seit knapp drei Monaten darum, diese Fotos entwickeln zu lassen, aber du vergisst es immer wieder.«

Jean und ich hatten uns in Straßburg kennengelernt. Er war, wie er immer sagte, »ganz spontan« mit seiner damaligen Freundin für einen Tag dorthin gefahren, um sich die Stadt anzuschauen. Ich war damals wegen der Hochzeit eines Bekannten dort. Da Jean dieselbe Haarfarbe hatte wie ich und auch ungefähr so groß war, hatte seine Freundin Lucie uns verwechselt. Ich stand gerade auf dem kleinen Pont Ste. Madelaine und war ziemlich verwirrt, als mir plötzlich jemand von hinten die Hände auf die Schultern legte, mir einen Kuss auf die Wange gab und mir »Jean, hier ist es wunderschön« zuflüsterte. Jean, der die Szene von der Seite aus beobachten konnte, war weniger verwirrt als aufgebracht und stellte uns sofort zur Rede. Lucie, die inzwischen auch gemerkt hatte, dass ich nicht der war, für den sie mich gehalten hatte, klärte die Situation schnell. Das war der etwas

merkwürdige Beginn einer oft durch Reisen geprägten Freundschaft, die noch bis heute anhielt.

»Kann sein, aber jetzt werde ich mich darum kümmern. Ich bin gerade sowieso dabei, ein paar Erledigungen zu machen, da passt das ganz gut«, versicherte ich ihm.

»Gut, dann ist das also geklärt. Hast du Zeit, heute Abend ins Deux Magots zu gehen? Wir waren schon längere Zeit nicht mehr gemütlich was trinken.«

»Da waren wir erst am Donnerstag, was ist für dich dann bitte lange?«, fragte ich grinsend. Jean war mit seiner Definition von Zeit schon immer ein bisschen anders gewesen. Sonst war er aber absoluter Realist, hielt nichts davon, sich Sorgen um die Zukunft zu machen, lebte im Hier und Jetzt und ließ sich davon auch nicht abbringen. Gerade deshalb mochte ich ihn so, er konnte einen auf den Boden der Tatsachen zurückholen, auch wenn das manchmal ziemlich unangenehm war.

»Doch, wir gehen da heute Abend hin. Das wird dir guttun, ich habe das Gefühl, du bist in letzter Zeit viel zu selten nach der Arbeit noch unterwegs«, sagte er.

»Gut, also heute Abend, so um sieben. Du hörst dich übrigens ein wenig an wie meine Mutter. Von wegen, ich würde zu viel arbeiten. Ich arbeite auch nicht mehr als jeder andere. Ich muss jetzt aber Schluss machen, wir sehen uns dann später. *Salut!*«

»Bis heute Abend, und überarbeite dich nicht!«, antwortete Jean, und ich konnte förmlich hören, wie er grinste und sich über die kleine, wenn auch freundschaftliche Stichelei freute. Ich steckte das Handy in meine Jackentasche zurück und machte mich auf die Suche nach dem nächstbesten Fotogeschäft, um die Fotos endlich entwickeln zu lassen.

## 2



Inzwischen hatte es wieder angefangen zu regnen, und ich war dankbar für den Schirm, den ich dabei hatte. Ich fragte mich, wann aus dem Regen Schnee werden würde. Da es aber erst Anfang November war, würde es wahrscheinlich noch dauern, außerdem war Schnee in Paris keine Selbstverständlichkeit.

Ich bog in eine Seitenstraße ein und stand plötzlich vor einem kleinen Fotogeschäft. Es hatte große Fenster, deren Rahmen aus dunkelgrün angestrichenem Holz bestanden. Über der Eingangstür baumelte ein Schild, auf dem mit verschnörkelten Buchstaben *Les petits moments* stand. Als ich die Tür öffnete, läutete ein Glöckchen, und der Duft nach Lavendel umgab mich.

»*Bonjour!*«, begrüßte mich eine junge Frau mit roten Locken. Ich murmelte auch eine Begrüßung und sah mich verstohlen um. Ich war bis jetzt noch nie in diesem Fotogeschäft gewesen und bei neuen Dingen, waren sie auch noch so banal, ein wenig skeptisch. Die Regale waren vollgestopft mit Fotoalben, die man anscheinend kaufen konnte, und solchen, die schon mit Fotos gefüllt waren und darauf warteten, abgeholt zu werden. Dann gab es noch Regale, die mit weißen Umschlägen gefüllt waren und in denen sich Fotos befanden, die ebenfalls darauf warteten, abgeholt zu werden. Außerdem gab es noch eine Ecke, in der eine hellbraune Couch und ein kleiner Tisch aus dunklem Holz standen. Auf dem Tisch befanden sich eine Kerze und eine Kanne. Auch an den Fen-

stern standen mehrere Kerzen, die das Fotogeschäft in ein gemütliches Licht tauchten. Einen Fotoautomaten hatte ich bis jetzt aber noch nicht gefunden.

»*Pardon, Madame, wo steht hier ein Fotoautomat?*«, fragte ich.

»Im hinteren Teil gibt es sogar mehrere«, antwortete sie und wies mit dem Finger nach rechts. Dass es dort noch weiterging, war mir bis jetzt gar nicht aufgefallen. Ich schaute sie dankbar nickend an und lief durch die Regale nach hinten. Nachdem ich durch eine Holztür einen kleineren Raum betreten hatte, lullte mich wieder der Duft nach Lavendel ein. Vermutlich lag das an den Kerzen, die auch hier brannten. Als ich vor einem der Fotoautomaten stand und gerade mein Handy aus der Tasche holen wollte, fiel mir auf, dass in dem Fach, in das die entwickelten Fotos fielen, noch ein Foto lag. Ich beugte mich hinunter, um es aus dem Fach zu holen. Auf dem Foto befand sich eine zierliche, junge Frau. Sie hatte schulterlange, dunkle Haare, ich konnte nicht genau sagen, ob sie dunkelbraun oder schwarz waren, und braune Augen. Außerdem trug sie eine mit kleinen Blümchen übersäte, cremefarbene Bluse. Sie hatte ein unglaublich freundliches, warmes Lächeln. Noch während ich das Foto betrachtete, fing auch ich an zu lächeln. Versonnen blickte ich aus einem der Fenster und dann wieder auf das Foto. *Wem gehört es? Wer ist diese Frau? Ich würde sie gerne kennenlernen. Aber wie?* Diese Fragen schossen mir durch den Kopf. Ich ging eilig wieder in den Hauptraum und sprach die Frau ein weiteres Mal an.

»Entschuldigen Sie noch mal, dieses Foto war noch in dem Automaten ...«

»Ah, vielen Dank, einer der Fotoautomaten ist ein wenig defekt. Das eine oder andere Foto kommt erst zu spät gedruckt, die meisten Leute merken es aber nicht und gehen

schon. Anscheinend haben wir hier wieder einen Nachzügler«, antwortete sie.

»Was soll ich damit machen?«, fragte ich.

Sie überlegte einen Moment. »Geben Sie es einfach mir.«

Plötzlich kam mir eine Idee, und ich war mit einem Mal ganz begeistert von ihr. »Ähm, wissen Sie, ich kenne die abgebildete Frau, wenn ich sie das nächste Mal sehe, gebe ich es ihr einfach ...« Im Lügen war ich noch nie gut gewesen.

»Ach so, *bon*, dann ist das ja gar kein Problem«, sagte sie freundlich lächelnd.

»Auf Wiedersehen«, sagte ich flüchtig und hatte das Geschäft schon fast wieder verlassen, als sie »*Salut!*« antwortete. Draußen im Regen stehend, betrachtete ich das Foto. Das Lächeln dieser Frau hatte mich irgendwie verzaubert, und ich wollte sie kennenlernen. Unbedingt. Vielleicht klang es bescheuert, vermutlich tat es das, aber ich hatte das Gefühl, ich müsste sie kennenlernen. So als wäre es Schicksal – oder Zufall? –, dass ich dieses Foto gefunden hatte. Es war merkwürdig, aber ich hatte bis jetzt noch nie so sehr jemanden kennenlernen wollen. Die Fotos aus London hatte ich schon wieder vergessen.

Ich streifte noch ein wenig durch die Straßen, fühlte mich irgendwie glücklich und aufgeregt, so als stünde ich vor einem großen Abenteuer. Auch die Menschen um mich herum kamen mir irgendwie verändert vor. Mit einem merkwürdigen Grinsen lief ich durch die Straßen und schaute immer wieder das Foto an. Manche Leute lächelten auch zurück, eine ältere Dame, die einen hellblauen Schirm mit weißen Tupfen trug, sprach mich sogar an.

»Sie sehen glücklich aus, Monsieur. Das ist schön!« Ein wenig wehmütig schaute sie einem vorbeifahrenden Auto hinterher. »Vor mehr als dreißig Jahren hat mich mein Mann verlassen. Seitdem war ich in keiner festen Beziehung mehr.

Je älter man wird, umso mehr spürt man die Einsamkeit. Aber ich habe sehr nette Nachbarn, und seit dieses junge Mädchen ein Stockwerk über mir eingezogen ist, bin ich nicht mehr so allein. Sie kommt fast jeden Tag zu mir, und dann unterhalten wir uns.«

»Das mit ihrem Mann tut mir leid, aber es ist schön, dass sie sich nicht mehr so einsam fühlen«, antwortete ich und war wieder einmal beeindruckt, wie schnell man so viel über jemanden erfahren konnte, dessen Namen man nicht mal kannte.

»Ich heiÙe Juliette Moreau. Vielleicht können wir ja mal zusammen einen Kaffee trinken gehen. Oder Kakao, wenn sie den lieber mögen.« Sie streckte mir die Hand hin, und ich musste lächeln.

»Ich bin Henri Dupont. Ja, wir können gerne mal einen Kaffee trinken gehen«, antwortete ich und schüttelte ihr die Hand. »Ich gebe Ihnen einfach meine Adresse und meine Telefonnummer. Sie können mich anrufen, wenn es Ihnen passt, dann treffen wir uns.« Wenige Minuten später hatte ich eine Adresse mehr in meinem Adressbuch stehen.

Nachdem ich mich verabschiedet hatte, bog ich wieder auf die Place Clemenceau ein. Ein eisiger Wind fegte über Paris, und ich zog den Schal enger um meinen Hals. Und dann, ganz plötzlich, fegte mir ein Windstoß das Foto aus der Hand. Ich rannte los und hätte dabei fast einen Mann mittleren Alters umgerannt. Er rief mir irgendetwas hinterher, aber ich war zu sehr mit Rennen und Ausschauhalten beschäftigt, um etwas zu verstehen. *Ich darf dieses Foto nicht verlieren. Bitte lass es mich wiederbekommen ...* Die Place Clemenceau war ein sehr schlechter Ort, um einem kleinen Foto hinterherzurennen, da sie von fahrenden Autos umgeben war. Sollte das Foto auf der Straße landen, hatte ich ein echtes Problem. Plötzlich überschlugen sich die Ereignisse. Eine



Frau rief entsetzt »Théo!«, während ich das Foto wieder ins Blickfeld bekam. Es war auf dem besten Weg, auf die Straße gefegt zu werden. Ich rannte los, doch dann wurde ich abgelenkt: Ein kleiner Junge, der ein blaues, mit Ankern bedrucktes Halstuch trug, stolperte direkt auf die Straße zu, und ich änderte schlagartig meine Richtung. Ich bekam ihn gerade noch zu fassen, glücklicherweise hatte ich, eigentlich auf dem Weg, das Foto aufzuhalten, relativ nahe bei ihm gestanden. Nun sah er mich verständnislos an.

Wenige Sekunden später stand eine Frau in hellgrauem Mantel neben uns. »Théo, was hast du dir dabei gedacht?! Wie oft habe ich dir schon gesagt, dass du bei mir bleiben sollst?« Sie nahm ihn an die Hand und schaute mich dankbar an. »Vielen Dank! Ich will mir gar nicht vorstellen, was passiert wäre, wenn Sie nicht in der Nähe gewesen wären. Ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen danken soll ...«

»Das war doch selbstverständlich. Jeder hätte dasselbe getan, ich stand ja nur in der Nähe. Zum Glück ist ihm nichts passiert!«, antwortete ich und schaute den kleinen Jungen an, der inzwischen an seinem Halstuch herumzupfte. Die Frau verabschiedete sich, nochmals dankend, den Kleinen fest an der Hand haltend. *Zufall oder Schicksal?*, fragte ich mich ein weiteres Mal, war aber sehr erleichtert, dass ich den kleinen Jungen vor einem Unfall hatte bewahren können. Aber wo war das Foto?

Plötzlich tippte mir jemand auf die Schulter. »*Excusez-moi, Monsieur*, gehört das Ihnen?«, sagte ein Mann. Seine freundlichen, hellbraunen Augen sahen mich fragend an. In der Hand hielt er das Foto.

Dankbar blickte ich ihn an. »Ja, dankeschön! Ich habe es verloren, wegen diesem Wind, und hatte schon Angst, ich würde es nicht mehr wiederfinden.« Er überreichte mir das Foto, und im Endeffekt wurde mir klar, dass die Sache doch

ganz gut ausgegangen war. Ich hatte das Foto, und ein kleiner Junge lief nun wieder wohlbehalten an der Hand seiner Mutter. Ja, dieser Tag war definitiv aufregender, als ich erwartet hatte.

Die Bestätigung, dass die Idee, diese Frau suchen und kennenlernen zu wollen, bescheuert war, gab mir Jean wenige Stunden später, als wir im Deux Magots saßen. Er erklärte mir: »Du kennst diese Frau nicht, du hast lediglich ein Foto von ihr. Keinen Namen, keine Telefonnummer, nichts, keinen einzigen Anhaltspunkt. Wie willst du sie finden? Vielleicht ist sie gar nicht aus Paris, oder vielleicht ist sie bereits glücklich vergeben. Du weißt nicht, ob es sich überhaupt lohnt, nach ihr zu suchen, vielleicht kommst du mit ihren Charaktereigenschaften gar nicht klar. Außerdem musst du mir noch mal erklären, warum genau du sie kennenlernen willst. Das ist nur ein Foto!«

Der Realist in ihm war mal wieder deutlich geworden. Ich schaute in die Tasse meines Espressos. »Ja, du hast recht. Ich weiß nichts von ihr. Schön. Aber gerade das ist es ja. Ich will sie kennenlernen. Warum, kann ich nicht genau sagen. Sie sieht so unglaublich ... nett aus. So, als könne sie die Leute, die ihr etwas anvertrauen, wirklich verstehen und trösten. Aber gleichzeitig sieht sie auch aus wie jemand, mit dem man etwas unternehmen kann. Jemand, der Spaß am Leben hat und es genießt. Dann mache ich mich eben auf die Suche. Von mir aus renne ich durch Paris und spreche jeden an, den ich sehe, in der Hoffnung, er erkennt sie. Irgendetwas lasse ich mir einfallen. Ich will sie einfach kennenlernen!«

Jean sah nicht sonderlich überzeugt aus. »Das alles willst du von diesem einen Foto ablesen? Klar, sie ist hübsch, aber ich kann aus diesem Foto keine Eigenschaften herauslesen. Und nimm es mir nicht übel, aber dass du die beste Menschenkenntnis hättest und so viel aus durch ein einziges Foto

erkennen könntest, wäre mir neu. Also ich würde mir die Idee aus dem Kopf schlagen. Das ist ja schon zum Scheitern verurteilt, bevor es überhaupt angefangen hat.«

Ich verschränkte die Arme vor der Brust. »Wenn du meinst ... Ich werde es zumindest versuchen. Und eigentlich hatte ich mir von dir ein wenig mehr Unterstützung erhofft. Du könntest ja wenigstens so tun, als bestünde die Möglichkeit, sie zu finden.«

»Freunde sind dazu da, um Hoffnung zu machen, wo eigentlich keine ist. Beste Freunde sind dazu da, um Leute wie dich auf den Boden der Tatsachen zurückzuholen. Aber wenn du sie unbedingt finden willst, werde ich dir helfen. Du kennst jetzt meine Ansicht darüber, aber beste Freunde sind eben auch dazu da, um zu helfen, wo es jeder andere nicht tun würde.«

Dankbar sah ich ihn an. Auf Jean war dann doch immer Verlass. Er legte seine Hände um die dunkelrote Tasse, so als wolle er sich wärmen. Dann schaute er nachdenklich in seinen Cappuccino. Immer wenn die Tür geöffnet wurde, kam ein kalter Windstoß herein. Ich schaute zur Tür, durch die gerade ein Pärchen eng umschlungen eintrat. Hier war es ziemlich voll, insbesondere in der kalten Jahreszeit trieb es die Leute oft in die gemütlich beleuchteten, warmen Cafés, die es in Paris an fast jeder Ecke gab.

»Hast du schon eine Idee, wie ich mit der Suche anfangen könnte?« Ich schaute ihn fragend an.

Er schaute noch immer konzentriert in seine Tasse. »Fang am besten in deinem Haus an. Frag deine Nachbarn, bei dir wohnen doch um die zehn Familien. Manche schon sehr lange, andere sind noch neu in der Gegend. Zeig ihnen das Foto, mehr kannst du momentan nicht machen. Aber es ist ein Anfang. Und wenn du mit den Nachbarn fertig bist, musst

du auf die Straße gehen und die Leute wahllos ansprechen und das Foto zeigen.«

»Okay gut, Monsieur Laval. Vielen Dank für Ihre Hilfe. Jetzt weiß ich wenigstens, wie ich anfangen kann.« Ich schaute ihn unschuldig an.

»Hör bloß auf so mit mir zu reden. Das klingt total bescheuert«, antwortete er.

»Also, dann fange ich morgen gleich damit an, wenn ich von der Arbeit nach Hause komme. Hoffentlich hab ich morgen nicht zu viel zu tun. Aber lass uns jetzt nicht darüber reden, ich will mir nicht schon wieder einen Vortrag zum das Thema Überarbeitung anhören. Meine Mutter übernimmt das regelmäßig, und Madame Leclerc fängt langsam auch damit an. Manchmal fühle ich mich wie ein Fünfjähriger, der zu viele Süßigkeiten isst und belehrt werden muss.« Ich biss in den Keks, der immer als Beilage bei dem Espresso dabei war, und betrachtete eine Lichterkette, die aus kleinen Schneeflocken bestand.

»Armer Henri. Die meinen es doch nur gut mit dir. Aber ich kann verstehen, dass dir das auf die Nerven geht. Wenn mir meine Mutter die ganze Zeit mit sowas kommen würde, ich glaube, ich würde austicken. Aber du kommst damit zum Glück ja offensichtlich besser klar als ich. Wenn mich die Leute schon zur Weißglut treiben, hältst du dich zurück und sorgst dafür, dass ich nicht ausraste.«

»Da ergänzen wir uns ja ziemlich gut. Das mit dem Foto war heute aber übrigens nicht das einzig Interessante, was mir passiert ist ...«, sagte ich und begann von dem kleinen Jungen zu erzählen.

Nachdem mir Jean von einer gewissen Amélie erzählt hatte, die als neue Lehrerin an das Gymnasium gekommen war, an dem er unterrichtete, und die seiner Meinung nach durchaus »Potenzial« hatte, verabschiedeten wir uns voneinander.

Ich versprach, ihn anzurufen, wenn ich etwas Neues wusste. Zu meiner Überraschung zeigte Jean nun doch mehr Interesse, als ich erwartet hatte.

Zu Hause setzte ich mich auf meine beigefarbene Couch und nahm meinen Laptop auf den Schoß. Ich war gerade dabei, im Internet den Klappentext eines Buches zu lesen, das sich *Der schönste Zufall meines Lebens* nannte, als das Telefon klingelte. Mit dem Gedanken, dass mich normalerweise ein Buch mit so einem Titel nicht angesprochen hätte, nahm ich ab.

»Henri Dupont, *oui?*« Ich zog den Vorhang ein Stück zur Seite und schaute hinunter auf die Straße. Dort spiegelten sich die Straßenlaternen in den Pfützen, welche zitterten, da es weiterhin regnete.

»*Bonsoir Henri, mon lapin.* Wie geht es dir?« Es war *Maman*. Sie sprach mich noch immer an, als wäre ich zwei Jahre alt. Ich hatte aber keine Lust, mich darüber zu beschweren, also ließ ich die Neuigkeiten ohne große Kommentare über mich ergehen, sagte lediglich an den passenden Stellen »oh« oder »wie schade«, gab Zustimmung, lachte und reagierte so, wie es ein interessierter Mensch machen würde. Das alles klingt so, als ginge mir meine Mutter ziemlich auf die Nerven. Das stimmt natürlich nicht, sie war immerhin meine Mutter, und ich hatte ihr viel zu verdanken, aber manchmal interessierten mich die Dinge, die sie mir erzählen wollte, fast gar nicht, und nach einem anstrengenden Tag war es doch sehr viel verlangt, wirklich zuzuhören. Nachdem ich ihr eher nüchtern das Übliche erzählt hatte, Job lief gut und wäre nicht anstrengend (doch war er), ich würde mich abends oft mit Freunden treffen, und Claudie ginge es auch gut, war das Telefonat relativ schnell beendet. Ich beschloss, sie bald einmal besuchen zu gehen, da ich nun irgendwie doch ein schlechtes Gewissen hatte, und ging zurück ins

Wohnzimmer. Claudie begab sich zu mir auf die Couch und kuschelte sich in die bunte Wolldecke (gestrickt von meiner Mutter. Ein weiterer Grund, mal wieder ein wenig mehr Interesse zu zeigen.) *Warum mache ich eigentlich gleich so einen Aufstand?*, dachte ich mir, als ich Claudie durch das schwarze Fell strich. Zustimmend sah sie mich aus ihren grünen Augen an und schnurrte zufrieden. Bald darauf löschte ich das Licht und ging dann ins Bett. Der Tag war anstrengend, aber auch voller Überraschungen gewesen. Mit dem Gedanken, jemanden gefunden zu haben, für den ich ganz Paris durchsuchen würde, schlief ich ein.

Mehr unter [forever.ullstein.de](http://forever.ullstein.de)